
Journal des Luxus und der Moden.

Julius 1788.

I.

Die Handschuhe.

Die Schuhe der Hand zeichnen sich vor allen andern Kleidungsstücken dadurch aus, daß sie in Ansehung der Form und des Materials von dem Größten zum Feinsten übergehen; denn ihr Umfang erstreckt sich von den unflätigen, an die Ärmel genähten Bärenlatzen der Samojeden *) bis zu dem niedlichen Contour der zarten Damensfinger; von der groben Büffelhaut bis zum durchsichtigsten Seidengewebe. Wie verschieden mag ihr Zweck und Gebrauch nicht seyn!

Daß eine Dame, Mutter Rebecca, die Handschuhe erfand, als sie ihres Söhnchens Hände mit Fellen bekleidete, ist nicht wohl zu bezweifeln; denn sie mußte doch auch seine Finger überziehen, damit der blödsichtige alte Isaac nichts Glattes fühlen und glauben konnte, den rauen

chen

*) Olearius Reisen in Persien, S. 161.

chen Esau vor sich zu haben. Ausserdem möchte etwa die Bedeckung wider Hitze und Frost einen kleinen Theil an der Erfindung nehmen, und die Sicherung der Hand wider Verletzung und Schmerzen. Wenn für großer Kälte die Hände aussprangen, wenn Dornenweilen zu binden, dem gemeinsten Arbeitsmenschen unbehaglich war, wenn der gezähmte Falke die härteste Hand durchgriff u. s. w. so lehrte das die Hände rüsten. Eben so versteckten sich vor Staub und Sonnenbrände die weissen, weichern Hände in Handschuhe; ja wohl gar vor der Wärme der Nacht; denn es giebt Damen, die auch des Nachts der Handschuhe nicht entrathen können. Nach Verschiedenheit des Bedürfnisses erfand man den **Fausthandschuh**, wo der Daume sein eigenes, die übrigen Finger aber ein gemeinschaftliches Verhältniß haben; den **Fingerhandschuh**, wo jeder Finger seiner eignen Bekleidung genießt, den **offnen Handschuh**, die einen offenen Däumling haben und neben ihm eine Oefnung, durch welche die übrigen Finger hervorgehen. Mehr oder weniger Zierrath mag es seyn, wenn die letztere Gattung Klappen hat oder nicht. Stülpe Handschuhe brauchte allenfalls der Fechter und Kriegermann. Die Länge der Handschuhe hängt davon ab, wie viel die Kleidungsmode von Hand oder Arme bloß erscheinen läßt; und wie abwechselnd sind nicht die Ärmel der männlichen und weiblichen Kleidung.

Sicherlich wurden schon die ersten Handschuhe (und Dame Rebecca beweist das) von Pelzwerk und Leder der Thiere verfertigt. Dieses war überhaupt wohl das früheste Material der menschlichen Bekleidung. Man überzog die menschliche Haut am gleichförmigsten mit Thierhaut

haut, und die Hände wenigstens befinden sich noch jetzt am besten darunter. Da wurden Büffel: Elend: Hirsch: Reh: Gems: Kalb: Vock: Schaaf: Ziegen: Lamm: Hunde: und Katzenhäute theils roh, theils zu samischen und weißen Leder gegerbt und in Handschuhe umgearbeitet. Das Ziegen- und Schafleder wurde insonderheit zu der sogenannten Hühnerhaut zugerichtet. Waschhandschuhe und Farbenhandschuhe entstanden hieraus, von jenen gewöhnlich die feinsten aus Rehlleder und die groben aus Kalbleder, die Farbenhandschuhe aber aus Schafleder, das man bis zu den glaserarten Handschuhen verfeinert. Aber freylich auch so glänzend weiß und so fein, daß man einen glaserarten weißen Handschuh kaum zwey bis drey mal tragen kann.

Frankreich liefert die weißen feinen Handschuhe; Italien und Spanien vornemlich die wohlriechenden, weil die Parfums in diesen Ländern frisch und in Menge zu haben sind. England arbeitet vorzüglich schöne Waschhandschuhe, doch geben verschiedene deutsche Fabriken hierin nichts nach. Die bräunlichen dänischen, welche Farbe und Geruch von der Rinde der Saalweide erhalten, sind bekannt genug. — Wie aus Seide und Wolle, flächsernen und häutenen Garne, und den Haaren einiger Thiere, z. B. des Vipers, sich ein mannigfaltiges Material für Weber und Stricker der Handschuhe dargeboten habe, bedarf keines weitem Anführens. Aber etwas aus der Symbolik der Handschuhe, möchte nicht jedem Leser so bekannt seyn.

Vornemlich bey den alten Sachsen bedeutete die Sendung des Handschuh, eine Schenkung, Uebergabe, Zueignung. Wenn eine Stadt sich das Marktrecht vom Kaiser erbat,

erbat, sendete er ihr einen Handschuh, zum Zeichen, daß ihr die Bitte gewährt sey. Es darf niemand (sagt der Sachsenspiegel) einen Markt aufrichten, es sey denn, daß der Kaiser auf die Stadt seinen rechten Handschuh sandte. Hieraus erklärt sich ein Beyspiel, was die alten Gesetze davon erzählen, als ein teutscher König um Anweisung eines Wohnorts von Kaufleuten gebeten wurde: „Der König bot ihnen seine Hand dar; da begriff ihn ein Kaufmann und zog ihm den rechten Handschuh ab“ *). Hier benutzte der listige Kaufmann die Gnade des Königs, und nun konnte jedermann des Orts ungestört Handlung treiben. Ein compendiöses Messprivilegium! In Frankfurt am Mayn schreibt sich von dieser Deutung des Handschuhs noch der uralte Gebrauch her, daß zu der Herbstmessezeit ein Paar Handschuhe vor dem sitzenden Rath auf die Tafel gelegt werden.

So wie das Marktrecht ein entschiedener Vorzug der Städte war, so galt der Handschuh selbst zum Merkmale einer anzubauenden neuen Stadt. „Wo man neue Städte bauet,“ muß man da ein Kreuz setzen auf den Markt, und man hängt auch des Königs Handschuh daran, daß man sehe, daß es des Königs Wille sey **). Diese Verbindung des Kreuzes mit dem Handschuhe deutet die alte Glosse darauf, „daß das weltliche Gericht von dem Kaiser komme, das geistliche aber auf dem Kreuz beruhe, mithin bey eine solche Stadt geistliches und weltliches Gericht gehöre.“

Fer:

*) Weichbild, a. a. O.

**) Sachsenspiegel, B. 2. Art. 26.

Ferner wurde durch Sendung des Königl. Handschuhes auch das Münzrecht verliehen. „Niemand mag neue Münz erheben, ohne des Fürsten Willen, in des Gericht er lebt, auch soll der König durch Recht seinen Handschuh dazu senden, zu einer Beweisung, daß es sein Wille sey *). Soviel wollte der Königliche Handschuh sagen.

Und doch wurde anderwärts der Handschuh auch zum Zeichen der Unterwürfigkeit gebraucht. Die Stadt Königsberg in Preußen sandte ihrem Herzog ehemals nach alter Sitte einen linken Handschuh, mit 300 Pfennigen alten Geldes, zum Zeichen ihrer Huldigung. Das Kloster Arnberg bey Gießen giebt in gleicher Deutung dem Landgrafen jährlich ein Paar weiße Handschuhe. In Thüringen müssen die Feldmeister, zu Anerkennung ihrer Privilegien, jährlich dem Landesherrn oder seinen Beamten einige Paar Handschuh, und zwar gewöhnlich von Hundleder, abgeben.

Wenn ehemals ein König bey Belagerung einer Stadt den Handschuh von sich warf, so gelobte er dadurch, die Belagerung nicht aufzuheben, ehe und bevor er die Stadt erobert habe.

Bei Kauf und Tausche war es von den ältesten Zeiten eine Sitte des Jüdischen Volks, zur Bekräftigung den Handschuh abzu ziehen und hinzugeben, wenigstens legen Buxtorf, Selden und andere es vom Handschuh aus, was im Buche Ruth hierüber vorkommt **).

§ 3

Ring

*) Sachsenspiegel, B. 2. Art. 26.

**) Ruth, IV. 7. 8. 9.

Ring oder Handschuh waren auch ehemals Zeichen der Erbeinsetzung. So soll K. Conradin vor seiner Hinrichtung zu Neapel seinen Handschuh in dieser Absicht an den König Peter von Arragonien gesendet haben.

Einige Völker, die keine eigentlichen Handschuhe trugen, führten doch so lange Kleiderärmel, daß sie die Hände darin innen verbergen konnten. Bey den Parthern hatte nur der Pöbel keine solchen Ärmel; es war niedrig und schimpflich, die bloßen Hände sehen zu lassen. Die Perser hielten es umgekehrt; wer dem Könige begegnete, mußte die Hände in die Ärmel verbergen, zur Bekennung seiner Unterwürfigkeit. Cyrus ließ, nach Xenophon, den Antiochus und Mitreus hinrichten, weil sie ihm begegneten, ohne die Hände in die Ärmel untergesteckt zu haben. Das Zeichen der Unterwürfigkeit war nicht übel erdacht. Denn wer die Hände so zusammensteckt, kann sie nicht gebrauchen, weder zur Wehr noch zum Angriffe.

Noch in unsern Zeiten gilt dieser Gebrauch bey höflichen Begrüßungen in China. Da muß man die Hände in den langen Ärmel stecken und den Kopf so tief beugen, als man kann. Mönche und Pfaffen sieht man es auch in Europa oft noch eben so machen; ihre Kutten und weißen Ärmel schicken sich dazu.

Wie das Handgeben immerfort ein Zeichen von Friede und Freundschaft war, so schickten vormals teutsche Könige und Fürsten, wenn sie sich persönlich nicht sehen konnten, sich durch Gesandte ihre Handschuhe.

Ein eiserner Handschuh, auf dem Gerichtstische, gehört an einigen Orten zu den Feyerlichkeiten der Eidesleistung;

fung; zur Erinnerung der harten Straffhand der Gerechtigkeit über die Meineidigen.

Daß die Richter und Schöffen, wenn sie ehemals Urtheile sprachen, die Handschuh abgezogen haben mußten*) sollte ihre Unbestechlichkeit abbilden; so wie Pilatus nicht mit bekleideter Hand sein Urtheil fällen wollte. Bey den Franken zog der Vasall seine Handschuh aus, wenn er die Lehn empfing. Unter Eduard dem zweenen war es auch in England Sitte, keinen Uebelhäter hinzurichten, ehe man ihm die Handschuhe abgezogen hatte.

Das Lehnssystem hat sich unter mancherley Schmuck auch den Handschuh zum Einweihungszeichen erwählt. Ein neuer teutscher Kaiser wird mit purpurnen Handschuhen angethan. Ein neuer König in Frankreich zieht geweihte Handschuh an. Päbste und Bischöffe bezeichnen, zur Nachahmung der weltlichen Gewalt, bey den vornehmsten Feierlichkeiten ihre geistliche Macht durch Anlegung der Handschuhe. Als ein Zeichen der canonischen Verlobung wird auch jedem Bischoff, wenn er seiner Kirche vorgestellt wird, Ring und Stab und Handschuh gegeben. Du Fresne, erzählt aus dem eilften und folgenden Jahrhunderten mancherley Beleihungen, die, nach alter Sächsischer Sitte, durch Uebergabe des Handschuhes geschahen; und sogar wurden unter den Lehnsgeldern sonst die Handschuhe mit bezahlt.

An vielen Orten gab man dem Geistlichen der ein Kind taufte, und dem Frauenzimmer mit welchem man Gevatter stand, ein Paar Handschuhe, vermuthlich zu Anerkenn-

§ 4

nung

*) Sachsenspiegel, B. 3. Art. 69.

nung der spirituellen Verwandtschaft, (den Rapport) worinnen die Kirche dergleichen Personen gegeneinander versetzt.

Aus dem canonischen System scheint die Reichung der Handschuhe auf die akademischen Promotionen (und, wie man sagt, auf einige geheime Gesellschaften,) übergegangen zu seyn. Wenigstens wurde ehemals bey Doctorvathandlungen zu Gießen dem neuen Doctor als einem Versetzten ein Paar Handschuh überreicht. Bey der theologischen Facultät in Jena, theilte man mit besonderer Höflichkeit, ehedem sogar den dabey gegenwärtigen Doktoren, zu Erinnerung des Gelehrten Bundes, Handschuhe aus; da hieß es z. B. „Die hochwürdige Theologische Facultät wünsche sich Glück, daß die Herren Doktoren durch ihre ehrsame Gegenwart bezeugen wollen, wie sehr sie die Facultät und die zu creirenden Doctoren begünstigten. Man wolle daher die Genererklärung thun, daß sowohl die Hochwürdige Facultät, als die neuen Doctoren zu allen Erweisen der erkenntlichsten Gesinnungen bereit wären. Zu einem Zeichen dieser Versicherung sey es befohlen, gegenwärtiges kleines Geschenk (ein Paar Handschuhe) den Herren zu überreichen“ &c.

Noch eine Stufe höher stehen die wunderthätigen Handschuhe, wovon die Geschichte den Gläubigen Beyerspiele anbietet. In der Stadt Dürheim, gleich an der Thür der bischöflichen Kirche, liegt ein gewisser Padulet begraben, der auf dem Grabe mit seinem Handschuh in der linken Hand abgebildet ist. Denn Herr Padulet besaß einen Handschuh, aus welchem er, wenn er hinein griff, so viel Geld, als er benöthigt war, herauszog, und daher, wie billig, auch die Kirche dafür bauen ließ.

Der

Der Handschuh war denn wohl etwas werth. Statt dieser Solidität war jenes Wunder blos eine geistige Gaslanterre, was die Geschichtschreiber von Evermod, Bischoff von Naumburg erzählen. Wenn dieser in seinem heiligen Amte etwas mit bloßen Händen zu verrichten hatte, und er vor großer Andacht nichts um sich behielt, wohin er seine Handschuh legen konnte, so blieben sie in der Luft schweben, und hiengen ohne einige Beyhülfe höchst zierlich zu seinen Diensten da.

Nach diesen Beyspielen des hohen und höchsten Gebrauchs, ist aber auch von manchen, nicht bildlichen sondern reellen Misbrauche der Handschuhe etwas zu gedenken.

Der unmännliche Wohlgeruch, womit nicht selten sogar die Männer oder männlichen Figuren ihre Handschuhe parfümiren, gehört nicht zum Zwecke der Mannes-Handschuhe. Schon die alten Dichter kannten nichts unleidlicher, als einen süßriechenden Herrn. Indessen kann der Mannshandschuh, so viel man deren kennt, doch immer nützen, die Hand zu decken, statt daß die von Haaren oder Seide, bis zur Durchsichtigkeit zusammengefügt Handschuh den Damen weder für Kälte noch Wärme dienen. Reizen kann eine schöne Hand unter der Durchsichtigkeit, und oft wird wohl auch ein deckender Handschuh am Finger durchschnitten, um einen schönen Ring durchglänzen zu lassen; Dinge, wobey freylich fromme Leute über der Welt Eitelkeit seufzen müssen. —

Aber schlimmer war es doch noch in den alten Zeiten, wenn man zu Ortolien, zu Gottesurtheilen, der Handschuh misbrauchte. Es gab Fälle wo man damals seine Unschuld nicht anders beweisen konnte, als durch Anziehung glühender

hender eiserner Handschuhe. Vorher weihte der Priester das Feuer mit schrecklicher Beschwörung, damit sich Schuld oder Unschuld durch seine Glut an den Tag legen möge. Nun zog der Angeklagte die Handschuhe an. Brachte er die Hände unverletzt wieder heraus, so wurde er losgesprochen; verbrannte er sich, so war er schuldig. Das schien ganz auf Verbannung aller Unschuld abgesehen; und doch enthält die Geschichte des Aberglaubens Beispiele, wo glühendes Eisen der unschuldigen Hände geschont haben soll. — Eben so traurig war ehemals der Mißbrauch des Handschuhes, wo er verabredeten Zweykämpfen zum Unterpfande diente. Wenn der Ausforderer den Handschuh sandte, und der Ausgeforderte ihn annahm, so war man einig, daß der Sieg für Unschuld gelten sollte. Daher kommt der sprüchwörtliche Ausdruck, den Handschuh zu werfen. Denn insonderheit bey den Franken war es gewöhnlich, den Handschuh vor dem niederzuwerfen, wider den man etwas behaupten wollte. Dieser hob ihn auf, und machte sich damit anheischig, den Kampf zu bestehen.

Unter den Qualen die bey den großen Christenverfolgungen vorgekommen seyn sollen, war auch die Aufnöthigung stachelichter eisener Handschuhe.

Auch gehörte es sonst unter die Hinterlist der Werber, ihre Handschuhe auf den Tisch zu legen. Griff sie ein ehrlicher junger Bauerkerl an, so machte der Werber Anspruch an ihn; wenigstens mußte sich der Bauer mit etwas lösen, wenn er ohne Verdruss wegkommen wollte.

Aber am allerärgsten mißbrauchte man der Handschuhe zum Vergiften. Durch ein giftiges Geschenk dieser Art, wurde Kaiser Otto der dritte von einer eifersüchtigen Ita-

liane:

liänerin hingerichtet. Auch die Königin von Navarra, Mutter des großen Heinrich IV. Königs von Frankreich, mordete ein giftmischerischer Italiener durch Handschuhe.

Mit zugenommener Verfeinerung der Sitten sind nicht nur solche Mißbräuche der Grausamkeit, des Aberglaubens, zc. selbst die bildlichen ernsthaften Deutungen des Handschuhes aus der Mode gekommen; sie gehören nur noch unter die blutigen und rostigen Alterthümer des Männer-Handschuhes. Wenn auch noch ißt so etwas auf den Handschuh der Damen in mildern Sinn angewendet werden sollte, so würde es doch nur eine sehr unvollkommene Anspielung seyn, und nur Liebende würden sie deuten können. Da würde der Handschuh einer Geliebten etwa zuweisen werdend, verlobend, friedestiftend, wunderthätig, ja im Sturm der Leidenschaft, marternd, vergiftend — erscheinen können, aber doch wohl nie als Signal eines freyen Marktes oder Anbaues — Eben so wenig könnte er auf die Münze des Geliebten eine symbolische Beziehung haben oder ihn zu einem Zweykampfe fordern. Und wer würde gar auf Bestechlichkeit seiner Richter in die Auslegung machen dürfen, wenn sie die Handschuhe abziehen unterließ?

*

Menſerliche Höflichkeit im ſüdweſtlichen Deutschland.

(Aus einem Briefe vom roten May 1788. vom Rheine.)

Wir lachen über die Chineſer, daß ſie ſich unter einander durch übertriebene Höflichkeitsbezeugungen ſelbſt läſſig fallen. Aber in mancherley Beziehungen gehts wirklich bey uns um wenig beſſer her. Wohl iſt die Etikette nicht mehr ſo ſteif und überladen, wie ſie noch vor 50 Jahren unter uns war; aber es ſind doch gerug Reſte von Alſanzereyen und affectirte Minauderien noch übrig, die, als Beſchwerlichkeiten, deren man ſich überheben könnte, eine öffentliche Nütze verdienen.

Dahin gehört namentlich die alte Sitte, auf Straßen und Spaziergängen bey Begegnungen den Hut vor einander abziehen. Ich erinnere mich, in verſchiedenen öffentlichen Blättern Notizen und Ankündigungen ſeit ohngefähr 6 oder 8 Jahren geleſen zu haben, aus welchen erhellet, daß durch freywillige Einverständniſſe hie und da dieſe beſchwerliche Höflichkeit aufgehoben worden ſey; oder daß doch von mehreren Inwohnern in einer oder der andern Stadt, zumal aus cultivirten Ständen, auf dergleichen Uebereinkunft angetragen wurde. Allein mehrere Nachrichten, welche ich hierüber auf einigen meiner Reiſen durch Schwaben und Franken, wie auch durch die Pfalz eingeſezogen habe, belehren mich, daß die meiſten Verſuche dieſer Art biſher fruchtlos geweſen, und die vorgeschlagene und einzeln gewünschte Unterlaſſungen aller

Verz

Verbeugung auf öffentlichen Plätzen nie allgemein beliebt worden seyen. Ich hörte überall: „Es hätten wol Einer ge so vor, aber es wurde nicht gehalten! Der eine lies den Hut sitzen, der andere zog ihn ab; Niemand wollte sich Gesetze vorschreiben lassen, und niemand konnte in gesetzgebenden Tone sprechen. Da geschah es, daß auch die wieder nachgaben, welche die neuen Vorschläge gemacht hatten, um in der Vergleichung gegen andre nicht für unhöflich angesehen zu werden. Zu Ausführung eines solchen Unternehmens gehört große Harmonie, eine weitläufige Einverständniß; nicht bloß Veredlung etlicher weniger.“ —

Ich fand dieses Raisonnement gegründet, sonderlich in Städten von mittelmäßiger Größe, wo sich jedermann wechselseitig nach Stand und Würden kennt, und tausenderley Beziehungen und Befürchtungen für unfreundlich gehalten zu werden, obwalten, — welche es unmöglich zu machen scheinen, daß dergleichen hergebrachte Zeichen der Achtung schlechterdings beyseite gelegt würden. Ich erinnere mich hiebey einer Unterredung, die ich mit einem sehr vernünftigen Manne zu N. desfalls hielt. „Es waren unsrer 15, sagte er mir, welche sich hier im vorigen Frühjahr verabredeten, das Hutabziehen sich wechselseitig zu erlassen, und deshalb sich mit eigenhändigen Unterschriften verbanden, darüber zu halten. Es fanden sich mehrere, die diesen Vorschlag guthießen, und auch ihre Namen unterschrieben; der Bogen der Verabredung lief nach und nach von Haus zu Hause, und binnen 14 Tagen stunden über 300 Verbündete darauf. Ohngefähr drey Wochen lang gieng die Sache gut! Aber was geschah?

Der

Der Endzweck des Unternehmens war, einen beschwerlichen Zwang abzunehmen, und man sah nicht voraus, daß man unvermerkt durch dessen Ausführung in einen andern gerathen würde. Der neuen concertirten Zufage gemäß sollten nun Leute vor einander vorübergehen, als ob sie sich nicht kannten, die doch seit 10 und 20 Jahren gewohnt waren, sich gewisse Verbeugungen zu machen, und mit gewissen freundlichen, demüthigen, oder halbstolzen Mienen sich zu begrüßen. Gerade unter Personen, die sich nur halb und halb von gewissen einzelnen Conexionen her kannten und sonst selten zu wirklicher Besprechung kamen, entstand dadurch eine gewisse peinliche Lage, die sie bey nunmehrigen Begegnungen weit mehr genirte, als sie das gewohnte Hutabnehmen gegen dergleichen Individua genirt hatte. Der zur Abschaffung nun verurtheilte Act war ihnen von vielen Jahren her so geläufig, daß sie bey wirklich eintretendem Falle sich nur mit Mühe zurückhalten konnten, ihrem Arme zu gebieten, oder ihrer Miene das gewohnte Zucken zu verwehren. Dadurch entstanden sonderbare Situationen. Der Canzlist, der in der Ferne einen vornehmen Rath einherschreiten sahe, der Schullehrer, der einem Consistorienmitglied entgegenkam, fühlten eine Bangigkeit bey jedem Tritte, der sie dem Momente näher führte, in welchem entweder gegen das neue Reglement gesündigt, oder mit muthiger bedeckter Stirne — gleichgültig, vor sich hin gesehen, vor dem ehrwürdigen Herrn unhöflich vorbeysgeschlichen werden sollte. Freylich ward's ja ausgemacht, und mit eigenhändiger Unterschrift bekräftiget, daß die erstberührte Unterlassung aller Verbeugung für keine Unhöflichkeit angerechnet werden sollte. Aber man dachte — bey der Unterschrift nicht

an den speciellen Fall, man sah die Unannehmlichkeit der Ueberwindung, die die Ausführung da und dort kosten möchte, nicht voraus. Die Macht der Gewohnheit war dabey in keinen Anschlag gebracht. — Kurz, es geschah nun öfters, daß man in der Ferne schon auswich, und in Neben:Gäßchen umlenkte, oder (weis nicht, wohin immer?) sich zurückzog um der Verlegenheit auszuweichen, die im Momente der Zusammenkunft ein für allemal drohte. Darans folgte, daß man sich gar genirte, den oder jenen Spaziergang zu besuchen, wo man dergleichen peinliche Situationen befürchtete oder voraussah. Allerdings wars unrecht und thöricht, jener Grille einer vermuthlichen Unzierlichkeit so weit nach zu geben. Aber andre einer die Menschen um, nach Wohlgefallen, wer da kann! Verscheweche und tilge einer ihre Einbildungen — durch Unterschriften!“

Diese Bemerkungen enthalten, wie mich dünkt, viele triftige und lehrreiche Wahrheiten. Ich möchte ihnen bey nahe das Motto eines alten Classikers vorsehen:

*Consuetudo non solum legem imitatur,
sed et vincit legem.*

Ueberhaupt aber läßt sich manche althergebrachte Sitte in Städten von mittlerer Größe einmal nicht so leicht abschaffen, als manche Schriftsteller, und auch manche junge Leute, die fremde große Städte besucht haben, oft wähnen. In großen Städten geht vieles an, und giebt sich von selbst, was in kleinen aus ganz guten Ursachen schweren Eingang findet. Stuttgart ist eine Stadt von ziemlich bedeutenden Umfange, und doch weiß ich, daß daselbst die Verbeugungen, auf öffentlichen Plätzen, nicht allge-
mein

mein, wie manche wünschen, abgestellt werden können. Wlos die Zeit der Venetianischen Messe hindurch (im Monat May), wird darüber gehalten; und daß darüber gehalten werde, dazu ist nöthig, daß der Herzog selbst in einer gedruckten Verordnung, die Unterlassung des Hutaßziehens jedesmal vorher befehle, mit dem ausdrücklichen Anhange, auch bey seiner eigenen Person keine Ausnahme zu machen.

Auch möchte ich wohl zu reiflicher Beherzigung anheim geben, ob nicht der gar zu große Eifer alles, was auf öffentlichen Plätzen Zwang heißt, abzustellen, auch zuviel niederreißen kann. Ohnlängbar wird der Grobheit und Ausgelassenheit gemeiner Leute in niedrigen Ständen Thür und Thore geöffnet, wenn sie recht ungenirt seyn dürfen. Der Pöbel vermischt ziemlich die Idee von Achtung und Zeichen der Achtung, und glaubt auch der Verbindlichkeit zu jener enthoben zu seyn, (oder enthebt sich derselben selbst) wenn man ihm diese erläßt.

Mit diesem Verichte verbinde ich eine Bemerkung, die ich mit scheuer Hand aufzeichne, weil ich sehr ungerne eine ganze Gegend mit etwas gravire, was ihr keinen guten Namen bringt. Es betrifft aber eine Unart, von der sehr wenig geschrieben und bemerkt wird, und die doch allerdings öffentliche Mißbilligung verdient. Sie besteht darin, daß in der Provinz, aus welcher dieser Brief kommt, — ich will aus guten Ursachen keine Stadt namentlich nennen, — gegen eine und dieselbige Person, ohne deren Verschulden gar oft ein Unterschied in äußerlicher

Höfliche

Höflichkeit gemacht wird, der bis zur Beleidigung geht. Der Bekannte, der mich heute äußerst gefällig empfängt, aufs freundlichste und herzlichste begrüßt, wenn ich ihn allein in seinem Hause besuche, oder ihm allein auf der Straße begegne, kennt mich morgen kaum, wenn er mit einem andern geht, oder einen andern Bekannten bey sich hat, und ich ihm, wie gestern, allein entgegen komme; er begegnet mir nun frostig, bezeigt mir mit Mühe einige Achtung, und verbeugt sich mit sichtbarer Zurückhaltung. In vielen neuern Schriften ist die lächerliche Steifigkeit hochadelicher Herrn und Damen geschildert, mit der sie sich gegen Bürgerliche betragen, und auch öfters dabey bemerkt, daß dieselbe auffallend größet sey, wenn sie in Veyseyn andrer Adeltichen mit einem Bürgerlichen sprechen, oder demselben begegnen, als wenn er sich allein (*tête à tête*) in ihrer Nähe befindet, und ihres Grußes oder ihrer würllichen Unterhaltung gewürdigt wird. Auch aus meinen Revieren könnte ich Züge zu dergleichen Schildereyen liefern, die einer öffentlichen Aufstellung werth wären! — Aber ich beschränke mich hier absichtlich blos auf den fuzlosen widerlichen Unterschied in äußerlicher Gefälligkeit, welcher von bürgerlichen Personen gegen bürgerliche Bekannte von ohngefähr gleichem Stande und Charakter gemacht wird.

Daß der bürgerliche Rath mit einem Handwerksmanns herablassender und vertraulicher, ich möchte beynahe sagen, in einem nachlässigen Tone spricht, wenn er allein bey ihm steht, und in seinem Zimmer, oder in seinem Garten mit ihm sich unterredet, als wenn er Wißte von andern Räten, Geistlichen Officieren in seinem Zimmer hat, oder überhaupt mit denselben so eben conversiret, ist

ziemlich natürlich, und wird wohl, ohne Einklebe und Abbruch, so bleiben, so lange der Unterschied der Stände in unserer politizirten Welt ohngefähr so bestehen bleibt, wie wir ihn wirklich einmal haben. Allein auch dahin zielt meine Rüge nicht; blos von der Kälte und Frostigkeit, insoferne sie an Unhöflichkeit grenzt; oder wirklich dazu artet; ist die Rede, womit man einem Bekannten, der ohngefähr im Staate gleiche Ehre mit mir sonst genießt, dessen Ansprüche auf gleiche Achtung sonst auch niemand bezweifelt, womit man einem solchen begegnet, je nachdem man eben in Gesellschaft ist. Was soll dieser gemachte Unterschied? und von was zeugt er? Von einer selbst angebrachten Scham einer Bekanntschaft, deren Größe und Umfang man gleichsam nicht zugestehen, oder gegen andre Anwesende verrathen will; und von einer Unkenntniß, oder von einem Mangel an Aufmerksamkeit in Beziehung auf gerechte Empfindlichkeit, deren notwendige Erregung nicht vermuthet oder nicht gedacht wird. Der Beleidigte findet es zu beschwerlich, sich an die Stelle des Kommenden oder Grüssenden zu versetzen, und achtet seiner geheimen Empfindungen über die schnelle Aufnahme nicht; er folgt blos seiner Befürchtung, im Fall er zu freundlich wäre, für einen Betrüger des Neuankommenden etwa gehalten zu werden. Die Unhöflichkeiten, welche man sich nun, wie gedacht, gar öfters bey uns ziemlich auf gleichen Schlag in Scenen, die ich nun wohl nicht weiter zu skizziren nöthig habe, erlaubt, sind sehr groß und vielfältig; fallen cultivirten Fremden auf, sind aber auch Einheimischen selbst, wenn sie nur einige Ausflüge in entfernte Gegenden je gemacht haben, leicht bemerklich! Vielleicht schleiß zunehmende Situncultur nach und nach diese

diese Anstößigkeit ab; vielleicht haftet sie aber auch noch lange meinen Landsleuten an, und wohl um so länger, je seltner sie darüber getadelt, und durch Hinweisung auf edlere Beispiele sich zu bessern angereizt werden.

Folgende psychologische Bemerkung steht aber vielleicht hier nicht am un rechten Orte, noch dürfte sie überflüssig seyn, um Mißdeutungen meiner Aeußerungen abzuwenden. Diejenige Offenheit, Gefälligkeit, Mittheilung und Zuthätigkeit, welche ein Mensch dem andern allein, in Abwesenheit anderer, erzeigt, scheint wirklich nicht durchaus in gleichem Grade gefordert werden zu können, wenn auch andre Bekannte zugegen sind, und gleichsam Zeugen dieser Zuthätigkeit seyn sollen, oder seyn würden. Der, welcher die Gefälligkeit erzeugen soll, oder von welchem sie erwartet wird, fühlt, daß er einen Theil seiner Freundlichkeit den bereits Anwesenden, die vorher bey ihm stunden, oder mit ihm giengen, schuldig ist, er fühlt ins geheim, daß diese einen gewissen Anspruch auf seine (große oder kleine) Herzlichkeit haben, und gleichsam schon ein praecipuum zum voraus weg haben, von dem, was er nun weiters verschenken soll, oder worauf ein neuankommender einen spätern Anspruch jetzt zu machen beginnt. Dadurch entsteht eine gewisse Verlegenheit in ihm, den frühern Rechten der andern nichts zu vergeben, und doch auch in dieser Hinsicht nicht gar zu viel einzuräumen; eine gewisse Verlegenheit über den Grad der Vertheilung, welchen er zu treffen hat, und so treffen soll, daß kein Theil zu kurz komme, kein Theil sich zu beschweren Anlaß habe. Daß dieses, was ich hier Vertheilung heiße, keine Chimäre sey, erhellt aus dem Benehmen eines je-

den Billigdenkenden, der seinen Bekannten etwa in der Besprechung mit ihm durch die Dazukunft eines Dritten unterbrochen, und über sein auszumittelndes Benehmen in Verlegenheit verwickelt sieht. Der Billigdenkende, den ich nemlich im Sinn habe, zieht sich entweder gar zurück, oder erklärt doch, durch Mienen und Reden, daß er gegenwärtig seine vermeintliche oder stillschweigend bisher verstandene Ansprüche auf einige Zeit suspendiren wolle, und entläßt damit seinen in Collision schwebenden Freund oder Bekannten, wo möglich, aller Verbindlichkeit, d. h. der Lästigkeit des Gedankens, als gehörte er ihm allein zu!

Es versteht sich, daß hierbey durchgängig gar nicht die Rede von Obliegenheit wichtiger Freundschaftsdienste, noch von dringenden Pflichten ist. Dieser kann sich der ehrliche Mann nie entheben, er sey von Bekannten umgeben, von welchen er wolle. Da gilt keine Entschuldigung einiger Schamhaftigkeit, sonst ließe sich damit Falschheit und Niederträchtigkeit vermänteln, oder gar rechtfertigen. Es ist blos von äußerer Höflichkeit, von Gefälligkeit im (einigermaßen eleganten) Umgange die Rede; in welchem es bey den erwähnten kritischen Situationen einen Mittelweg in seinem ungezwungenen Betragen giebt, wodurch weder zuviel vergeben noch vorenthalten wird, kurz was der Franzos, mit Einem alles umfassenden Worte, *Conduite* nennt. Personen, die viel gereist, die die große Welt gesehen, aber auch in bürgerlichen Sphären abwechselnd gelebt haben, verstehen diese Geschicklichkeit und haben dieses Betragen so inne, daß sie deshalb als Muster nachgeahmt zu werden würdig sind. Aber es ist wohl zu merken, daß hierbey selbst geßiffentliche Nachahmung zu Affectation verlei-

ten kann; weil bloß diejenigen jenes unbefangene Wesen, jene glückliche Geschicklichkeit in allen für Unkundige beschwerlichen Collisionen unanstoßig durchzukommen, besitzen, welche in der Ausübung sich kaum der bestimmten Acte mehr bewußt sind, wodurch sie sich und andern Genüge leisten. Ein fatales *Plus* und *Minus* entscheidet hierbey alles; meine obige Rüge geht bloß den beobachtenden Exceß über dieses nun wohl hinlänglich von mir verständlich gemachte Mehr und Weniger in äußerer Gefälligkeit an.

S. S.

III.

Vorschlag

zu einer allgemeinen Baad-Uniforme
für Damen. *)

Von jeher war es die Klage der Brunnendärzte, daß die Damen zu viel Puß und Kleiderpracht mit in die Bäder

3

*) Gegenwärtiger, uns von einem Manne von Verdienste zur Bekanntmachung eingeschickte Vorschlag hat seinen Werth. Eine allgemeine, elegante, bequeme, jedoch nicht kostbare (denn alle drey Qualitäten lassen sich recht wohl zusammen vereinigen) Baad-Uniforme für Damen, würde, wenn sie wirklich als ein dauerndes Costume eingeführt werden könnte, von großer Bequemlichkeit, und wesentlichen Nutzen seyn, als die vor ein Paar Jahren von einem Ungenannten projectirte teutsche Nationaltracht. Daß die Damen schon

da

bringen, daß sie die längste Zeit des Morgens an der Toilette verändeln, zu welcher Zeit doch die Bewegung so heilsam ist, und daß sie in ihrem steifen Puzer auch den übrigen Tag hindurch ohne anhaltende Bewegung, und meistens mit den Karten oder dem Strickzeuge in der Hand auf ihren Stühlen wie angenagelt sitzen bleiben. Tägliche und zwar anhaltende und leichte Bewegung im Freyen ist bey einer Brunnenkur die erste Bedingniß, ohne welche der Endzweck nicht erreicht wird. Nicht nur geht durch das lange Ankleiden die kostbare Morgenzeit größtentheils verloren, sondern auch den übrigen Tag hindurch kann wegen der schweren oder leicht verderblichen Kleidung und wegen des Einschnürens keine anhaltende leichte Bewegung statt haben; die Damen werden im Spazierengehen sogleich zu sehr ermüdet; auch das unter manchen Umständen nützliche Tanzen wird im vollen Puzer beschwerlich und nachtheilig, weil der mit Kleidungen beschwerte

das Bedürfnis und die Bequemlichkeit einer allgemeinen Baad-Uniforme, die dann alle übrige sonst unvermeidliche Kleider-Variationen überflüssig machen würde, fühlen, beweist uns dies, daß man in Aachen, Pyrmont, Wipphauden, Schlangenbad, Carlsbad, Brückenau u. adliche Damen häufig ihre Hofuniformen tragen sieht. So sehr wir indessen alle Schwierigkeiten fühlen, welche bey Bestimmung einer allgemeinen Baad-Uniforme vorkommen werden und müssen, wollen wir indessen doch gern das für thun, so viel wir können, und unser Journal der schönen Welt zu ihren Deliberationen über diesen Gegenstand mit Vergnügen widmen. Wir erwarten also was uns weiter darüber eingesandt werden wird.

und eingepreßte Körper, keine freyen Bewegungen mehr macht, bis zum Schweiße erhitzt und ermüdet wird.

Dieser wichtige Hauptpunkt allein sollte schon hinreichend seyn, die Damen zur Abschaffung des Kleiderprachts in Bädern zu verleiten, wenn man auch nicht die Verschwerlichkeit des vielen und großen Gepäcks auf einer weiten Reise *) und die oft beträchtlichen Kosten, die manche pückergebene Frau ihrem Manne bey bevorstehender Kurzeit durch Anschaffung neuer Kleider zu verursachen pflegt, mit in Anschlag bringen wollte.

Aber wie werden die Damen von ihrem ersten Lieblingshange, sich zu püken, der schon von Mutter Eva an existirt, abzuhalten seyn? — Das Bitten, Rathen und Predigen der Brunnenärzte dagegen fruchtet schlechterdings nichts.

Am leichtesten wäre vielleicht, durch eine Aenderung in diesem Punkte zum Zwecke zu kommen, wenn nemlich die Damen eine Baad-Uniforme allgemein einführten. Ich fodere daher die Damen Deutschlands auf, Vorschläge

Z 4 zu

*) Der Frauenzimmer-Puk hat sich von jeher bey den Männern in den Ruf gesetzt, daß er zwar leicht, aber dabey ziemlich voluminös sey, und daher das Reise-Gepäck ein wenig beschwerlich mache. Ich bin selbst einmal Augenzeuge davon gewesen, daß gerade bey einer Baad-Reise ein Paar Klov-Hütche, die schlechterdings nicht auf dem leichten Reisewagen anzubringen waren, einen meiner Freunde in große Verlegenheit setzten. Indessen war weiter nichts zu thun, als es mußte noch ein eigener Verschlag dazu gemacht, und dennoch mit aufgebracht werden, wollte der Hr. Gemahl gefällig seyn.

d. H.

zu einer solchen Uniforme zu gehen, und ihre Meinungen oder Zeichnungen an die Herausgeber dieses Journals gefälligst zu senden, um solche dann in diesem Journale bekannt zu machen. Die Zeichnung, so allgemeinen Beyfall erhält, wird als *Daad: Uniform* bekannt gemacht werden. Es haben sich wirklich schon mehrere Damen erbotten, ihre Zeichnungen und Beschreibungen einzuschicken.

Die Haupteigenschaften einer solchen Kleidung wären folgende:

1. Sie muß leicht und bequem zu tragen seyn, um ohne alle Mühe darin gehen, tanzen, fahren und reiten zu können.
2. Sie darf nicht viel Zeit zum Anziehen erfordern.
3. Muß sie den Körper zieren und dessen Reize erhöhen.

Das übrige sey ganz und gar dem schöpferischen Erfindungsgeiste der schönen Welt überlassen.

Um der Uniforme mehr Mannichfaltigkeit zu geben, und damit das Ding doch auch französisch klingt, welches den französisirten Damenohren so wohl behagt, könnte die Uniforme nach Verschiedenheit der Väder, in die man reisen will, verschiedene kleine Abänderungen haben, und darnach den Namen führen, z. B. *à la Spaa*, *à la Carlsbad*, *à la Bruckenzu*, *à la Pyrmont* u. s. w. eben so wie die Uniformen verschiedener Regimenter durch verschiedene Farben der Aufschläge und Kragen von einander unterschieden sind.

Wie stolz würden die Pariser Puhmachertinnen, die der ganzen Modewelt ihre Erfindungen als Gesetze vorzuschreiben pflegen, auf die Erfindung einer *Daad: Uniforme*

forme seyn! Und eben dies wird die Damen Deutschlands aufmuntern, diese wichtige neue Kleidung bald zu Stande zu bringen, um den Pariserinnen zu zeigen, daß der Genie de Toilette auch bey den Schönen Deutschlands in Erfindungen nicht minder fruchtbar sey.

Dr. *** in! Dr***.

IV.

Bemerkungen über Spanien,
in Rücksicht auf Industrie, Luxus,
Moden und Gebräuche.

Auszüge aus Briefen eines Deutschen Reisenden
an d. Herausgeber.

Madrid, den 10. April 1788.

In einem meiner vorigen Briefe versprach ich Ihnen eine ausführliche Verichtigung der ganz falschen Bemerkungen unserer sieben Landsteute in verschiedenen ihrer Schriften über Spanien, zur öffentlichen Bekanntmachung. Dieß muß ich aber nun, da mein Aufenthalt hier kürzer als ich vermuthet hatte, dauert, andern Reisenden, die hoffentlich eben so unpartheyisch als ich beobachtet, überlassen, und will Ihnen nur noch einige Bemerkungen über Spanische Industrie, Luxus, Tracht, Moden und Gebräuche, die ich zwischen hier und Cadix machen kann, zu Behufe Ihres Journals mittheilen. Sie werden schon daraus sehen, wie ungerecht manche Schriftsteller dieß Land beurtheilten.

Der Spanier ist bey weitem nicht so faul, als er gewöhnlich in Teutschland ausgeschrien ist. Freylich hat eine Provinz vor der andern zum Theil fleißigere Bewohner, so wie bey uns; aber sollte es nicht vielmehr Mangel an Aufmunterung seyn, um sie alle gleich thätig zu machen? Die Katalonier beschämen in Rücksicht der Arbeitsamkeit sogar unsere Landsleute. Denken Sie was für eine Menge Müßiggänger Teutschland nur an Viehhirten und Hirtinnen hat. Nicht so in Katalonien. Jeder Hirte spinnet Flachs, während er zugleich seine Heerde führt. Er thut es während dem Gehen mit einem Hocken, davon die Spindel sich auf dem Erdboden dreht. Oft würde ich in Katalonien auf eine angenehme Art überrascht, wenn ich Häuser fand, wo sich Kinder von 8 bis 10 Jahren versammelt hatten, und unter Aufsicht einiger Mütter Spinnen klöppelten. Dieß geschah aber nicht bloß um etwa nur die Kinder zur Arbeit zu gewöhnen; nein, die Schnelligkeit und Fertigkeit mit der sie schon arbeiteten, zeigte deutlich, daß es dabey um Gewinn zu thun sey.

Die Wege und Landstraßen in Spanien sind leidlich und bey weitem nicht so schlecht als unsere Landsleute glauben. Mein Wagen ist in Spanien noch nicht umgeworfen worden; in Teutschland hingegen habe ich mehrmals dieß Glück gehabt. Ist man freylich lange in Frankreich herumgereist, und kommt nach Spanien, so sind einem die minder guten Landstraßen im Vergleich mit jenen etwas auffallend. Für die Zukunft läßt sich aber auch da noch viele Verbesserung gewiß erwarten; denn auf der Spanischen Seite der Pyrenäen baut man jetzt eine vorzügliche Landstraße mit großen Kosten.

Die Ventas *) und Posadas **) habe ich ungleich besser gefunden, als ich erwartete. Ich habe nie eine Venta hungrig verlassen, und allemal eine Kammer mit weiß und reinlich überzogenem Bette bekommen. Solche Einrichtungen sind nicht erst von einem Paar Jahren her, sondern müssen älter seyn, und eben deshalb weiß ich nicht wie mancher Schriftsteller sagen kann: „der erste Platz in einer „Spanischen Posada sey der große Stellsall, und Küche, „Keller und Bett gehörten zu den unentbehrlichsten Reise- „Neublen.“ Ich bitte, schlagen Sie nur die neuere Staatskunde von Spanien Thl. I. S. 352 nach, und sagen Sie mir, ob es darnach einem Ausländer einfallen kann, dieß Land zu besuchen, wenn er so eckelhafte Beschreibungen von Spanien findet? Im ganzen genommen enthält dieß Werk ein Gemengsel von wahren und falschen Nachrichten; wie kann dieß aber auch anders seyn, da jeder Reisebeschreiber von Spanien sein Scharfsein dazu hergeben mußte. Unter die wahren Nachrichten gehört z. E. daß die Spanierinnen reizend und voll Geist und Lebhaftigkeit sind. „Sie erinnern den Fremden an das Sansite, die Schönheit, den Kopfschmuck und die Simplität der griechischen Mädchen.“ All dieß ist Wahrheit im strengsten Verstande; die ich hier bestätiget finde.

Kein Land kann sich wohl einer so reizenden und bequemen Frauenzimmer-Tracht rühmen als Spanien. Die *Basquina* und die *Manilla* sind die beyden Kleidungsstücke, die bey dem Spanischen Frauenzimmer die Stelle

*) Ventas. Einzelne Wirthshäuser, so an der Landstraße liegen.

**) Posadas. Gasthöfe in Städten.

unser Oberrock oder unserer männlichen Mäntel vertreten; denn sie tragen sie nur auf der Straße und an öffentlichen Orten. Die *Basquina* ist ein gewöhnlich weiter schwarz seidener Rock von Taft oder Damast, mit etwas Schleppe, und dergl. Zeuge oder Flor unten herum falbalirt. Er geht von der Taille bis auf die Knöchel herab, doch nur so weit, daß man die Schuhe und etwas von dem weißen seidnen Strumpfe völlig sieht; denn auf eine schöne Chaussure halten die Spanier sehr viel. Die *Mantilla*, ist ein großer weiter Schleier von schwarzem Taft, oder seinem weißen Mousseline, mit drey Finger breiten Spitzen rund herum besetzt, der so über den Kopf gelegt wird, daß die Spitze womit die Mantilla besetzt ist, die Augen bedeckt, und die Mantilla selbst das Gesicht halb oder ganz, so wie man will, versteckt. Die beyden langen Zipfel der Mantilla, welche bis über die Hälfte des Rockes herabhängen, werden vorn in der Taille kreuzweis über einander geschlagen, und mit der linken Hand gehalten *). In der rechten Hand ist immer ein Fächer der vorzüglich dazu dient, die Mantilla

*) Da eine Spanierin in dieser Tracht beynähe ganz so aussieht als eine Venetianerin in der Vesta de Zendale, so können sich unsere Leser durch die Abbildung der Vesta, die wir in diesem Journale heuer im März auf Taf. 7. geliefert haben, einen ziemlich lebendigen Begriff von der Basquina und Mantilla machen. Der einzige Unterschied ist dabey daß bey der Vesta de Zendale die beyden langen Zipfel des Schleyers hinten unter der Taille gebunden werden, und herabhängen, bey der Mantilla hingegen vorn zusammen genommen und gehalten werden, weil man die Mantille ablegt, den Schleier der Vesta aber nicht.

tilla in verschiedene Lagen zu ziehen, so daß entweder beyde Augen, oder nur eins erscheinen, oder das ganze Gesicht versteckt wird, je nachdem die Tactik der Minauderie eins oder das andere Manöuvre vorschreibt. Der Gefälligkeit des hiesigen Frauenzimmers muß ich es zum Ruhme nachsagen, daß wenn ihre schönen Augen auch noch so tief in die Mantilla versteckt wären, sie doch nur einen einzigen aufmerksamen und auffordernden Blick verlangen, um sogleich mit Hülfe des Fächers entblößt zu erscheinen. Freylich ist dann immer eine indiscrete Fliege, die in die Mantilla gerathen muß, oder sonst etwas daran Schuld, wie man leicht denken kann.

Die *Basquina* und *Mantilla* werden, wie gesagt, nur auf der Straße und an öffentlichen Orten getragen. So wie die Damen nach Hause oder zu einer Freundin kommen, legen sie beyde Stücke ab, und erscheinen dann gemeinlich in weißen Röcken von Piquee, Mousseline oder dergleichen Zeuche, mit einem seidenen kurzen und knapp anliegendem Corsette mit einem Kragen und langen engen Ärmeln; welche beyde letztere meist sehr geschmackvoll mit Gold oder Silber gestickt und eingefast sind. Ohne *Basquina* und *Mantilla* sieht man nie ein Frauenzimmer bey Tage auf der Straße gehen, und dieß ist eigentlich die allgemeine National-Tracht. Damen von erstem Range, die nicht zu Fuße gehen; sondern in Kutschen fahren, lassen hingegen die *Basquina* und *Mantilla* weg, und gehen immer nach der neuesten französischen Mode gekleidet; denn nicht allein hier, sondern auch in jeder großen Stadt Spaniens giebt es mehrere *Tiendas de las Modas* (Modewaren; Gewölbe) die meistens Franzosen zugehören.

Den Hintertheil des Kopfes bedeckt die von buntem seidenen Zeuche gemachte *Redezilla*, oder wie sie demeiniglich nur kurz ausgesprochen wird, *Refilla*, worinnen die sämtlichen Haare stecken; oder wenn keine *Redezilla* getragen wird, auch nur ein großer Haarkamm, mit bunten Bändschleifen decorirt. Die *Redezilla*, welche dem Wortsinne nach ein Netz seyn sollte, ist ein wohl 20 Zoll langer Beutel von buntem Taft, der die sämtlichen Haare faßt, und hinten bis über den halben Rücken hinab hängt. Er ist rund herum drey bis viermal mit buntem Bände frisiert, unten an der Spitze hängt noch eine Bänd Quaste, und oben um die Oeffnung ist ein breites feines Bänd durchgezogen, womit die *Redezilla* um den Kopf fest gebunden wird, und welches über der Stirn eine schöne große Bändschleife wie an einem *Serre Tête* macht. Gewöhnlich trägt man jetzt die Vorderhaare unter der *Redezilla* in einem leichten Krepp frisiert, und bindet diese hinter dem Toupet fest, so daß sie nur die Hinterhaare faßt. Sonst soll dieß die allgemeine Tracht gewesen seyn; aber jetzt sieht man auch viele Frauenzimmer auf gewöhnliche Französische Art frisiert, und die Hinterhaare in einige Zöpfe zusammengeflochten, welche mit einem großen mit Bändschleifen behängten Haarkamme aufgesteckt sind; jedoch immer die *Marilla* drüber.

Von Cadix aus schreibe ich ihnen mehr, weil ich mich dort etwas aufhalten werde; unter andern vielleicht auch etwas über das sonderbare und eben so barbarische National Plaisir der Stiergefechte; worinn eigentlich der National Luxus der Spanier besteht.

Cadix

Cadix den 28ten May 1788.

Ich bin mit meinem Freunde J** nach einer Reise von 12 Tagen von Madrid glücklich hier angekommen. Wir nahmen unsern Weg über das königl. Lustschloß Aranjuez, Tembleque, Villa Zarta, dann durch die Sierra Morena über Cordova und Beja nach El Puerto de Santa Maria, von wo aus wir über Isla de Leon hier ankameth.

Aranjuez ist ein vortreflicher Ort, wo mir besonders der große Garten bey'm Schloße, der aus Alleen von hohen schattigen Bäumen, und aus wilden Hecken von verschiedenen schönen Buschhölzern besteht, einen sehr angenehmen Morgen verschaffte.

Andalusien ist eine herrliche Provinz; denn an fruchtbarem Boden und schöner Viehzucht steht sie gewiß keinem andern Lande in Europa nach. In der Sierra Morena besuchte ich, wie Sie leicht denken können auch unsere Landsleute; ich traf aber nie einen Ort, wo alle Einwohner Deutsche gewesen wären. Fast immer fand ich Deutsche, Franzosen, Italiener, Portugiesen und Spanier vermischt. Die Deutschen sind zum Theil zufrieden, viele aber auch nicht; doch habe ich nicht einen einzigen Beweis, daß sie solches mit Rechte wären. Sie sagen das Land sey gut, aber die Spanier drückten sie, und hielten keine Freundschaft. Ich vermuche mit gutem Grunde, daß das von die Schuld an ihnen selbst liegt, denn man weiß wie wenig verträgliche und moralisch gute Menschen anzuwandernde Colonisten gemeiniglich sind. Carolina zeichnet sich unter den neuerlich in der Sierra morena angelegten Städten am meisten aus; nicht eben wegen ihrer schönen Gebäude, sondern wegen ihrer fruchtbaren Länderey und Gegend. Ich glaubte in einem Paradiese

dise zu seyn, wie ich berthin kam. Im Ganzen genommen verdient diese Gegend den Namen *Sierra morena* *) nicht; denn der Boden ist größtentheils sehr gut; und es konnte nicht viel Mühe erfordern ihn urbar zu machen. Ein Beweis davon ist, daß fast alle Berge mit Buschholze bewachsen sind; welches mich sehr freute, weil ich zuvor so viel rauhe und ganz kahle Gebirge gesehen hatte.

Ich sage Ihnen nichts über die Lage und Verfassung von Cadix, die Sie schon aus andern Nachrichten genugsam kennen. Ich will bloß erfüllen und nachholen, was ich Ihnen in meinem letzten Briefe von Madrid aus versprach.

Eine kleine Promenade an der See, die recht artig ist um frische Luft zu schöpfen, ist der einzige hiesige Sammelplatz, wo in den Abendstunden die Cadixer schöne Welt erscheint, und wo man Menschen sieht und spricht. Im Ganzen genommen kleidet sich das hiesige Frauenzimmer eben so wie das Madrider; nur noch eleganter und zierlicher als letzteres. Die Mantilla z. B. ist hier nie weiß sondern immer von schwarzen Tafe mit schönen Spitzen besetzt, welches für die schönen weißen Hände der Damen, (woran sie, der hiesigen Sommerhitze ungeachtet nie Handschuhe tragen) sehr vorthailhaft; zur *Basquina* werden immer zwey schöne goldne Uhren mit goldnen Ketten getragen; die Korsets unter der Mantilla sind auch gewöhnlich reicher und schöner als die ich in Madrid

*) *Sierra morena*. Eigentlich das braune Gebirge, heißt aber auch das schlechte, unfruchtbare Gebirg.

dris sahe. Gewöhnlich sind sie grün mit Golde, oder blau, oder rosa mit Silber gestickt, oder mit beyden schmal besetzt. Sie sind vollkommen wie die französischen Caracos gemacht, mit Kragen, Revers, knappen Ärmeln mit Aufschlägen à la marinière, mit 2 oder 3 Knöpfen oder einer goldnen oder silbernen Quaste auf dem Aufschlage. Die Schuhe sind gewöhnlich seiden, von dem nemlichen Zeughe als das Corset, sonst aber auch von allen Farben, mit Gold oder Silber gestickt. Schuh: Schnallen, sieht man selten. Fast immer ist nur eine in Silber drauf gestickt. Hohe und sehr spitzige Absätze haben leider alle Spanischen Frauenzimmer: Schuhe.

Um den Hals tragen die hiesigen Schönen häufig keine goldene Schnuren, oder Kettchen. Ohne Ohrenringe habe ich kein gutgekleidetes Frauenzimmer gesehen; und diese Nippes sind immer nach der neuesten Französischen Mode.

Die Mitglieder der ökonomischen Societät zu Madrid hatten sich unter einander verbunden, zu Verminderung des schädlichen Luxus und Begünstigung der innländischen Erzeugnisse, sich in keine andere als Spanische Stoffe zu kleiden. Nach ihrem Beyspiele sagte nun vor kurzen auch die Madrider patriotische Damen: Gesellschaft den nemlichen Entschluß zu ihrer Kleidung und Putz fortan schlechterdings nichts anders als blos innländische Producte und Fabricate zu gebrauchen. Der König der dapon Bericht erhielt soll ihnen in den gnädigsten Ausdrücken seinen Beyfall darüber bezeigt, und sie zur Beharrlichkeit in diesem schönen Patriotismus aufgefordert haben; — welches der Himmel gebe! Ich wünschte daß sie auch in Teutschland hievon viele Nachahmerinnen finden möchten. —

Nun noch einige Bemerkungen über das sonderbare hiesige National:Plaisir, die Stiergefechte, worauf der Spanier wenigstens eben soviel hält, als der Engländer auf seine Wettrennen und Hahnenkämpfe. Wenn Sie aus meinen bisherigen Briefen mich zuweilen sollten im Verdachte gehabt haben, daß ich Spanien mit dem Verschönerungs:Glase vor den Augen durchreiste, und eben deshalb alles so gut und trefflich fände; so nehmen Sie wenigstens meine folgenden Bemerkungen, als einen Beweis vom Gegentheile.

Der Montag ist hier in Cadix wöchentlich der festliche Tag wo meistens 8 Stiere und im Durchschnitt genommen auch so viel Pferde umgebracht werden. Nachmittags um 4 Uhr hat das Stiergefechte seinen Anfang; aber schon früh um 4 oder 5 Uhr gewähret es einem großen Theile der hiesigen Einwohner eine angenehme Unterhaltung; denn um diese Zeit werden die Stiere von Isla de Leon herein gebracht, und fast alles was Nachmittags Zuschauer seyn will, versammelt sich früh vor den Land:Thore, um schon in voraus zu beurtheilen ob dieser oder jener Stier sich am meisten auszeichnen und brav halten wird. Von allen den Solennitäten die von dem Anfange des Stiergefehchts vorgehen schreibe ich Ihnen nichts, da Sie die ganze Sache aus verschiedenen Beschreibungen nur zu gut kennen. Am ersten Montage den ich hier in Cadix war, gieng auch ich zu dieser Lustbarkeit, und ich ahndete schon in voraus daß es das erste und letztemal seyn würde. Der erste Stier welcher auf den Kampfsplatz erschien gieng zwar muthig auf die Picadores los, wurde aber durch den Lanzenstich abgehalten, und das eine Pferd bekam

bekam nur eine leichte Wunde am Halse; die Venderillos erschienen hierauf und marterten das arme Thier einige Zeit mit ihren Venderillos, worauf denn der Matador kam, und ihm gleich beim ersten Angriffe den Degen in den Hals setzte; da er aber nicht gut getroffen hatte; so mußte er den Degen in den Hals des Thieres lassen, und zurückspringen; der arme Stier lief darauf mit dem Degen im Halse eingemacht auf den Kampfplatze herum, fing dann an zu husten, wobey ihm jedesmal ein Strom Blut zum Halse herausschoß, wovon er endlich ermattet hinsiel und unter den größten Gelächere der Zuschauer starb.

Sie wissen, daß ich nicht zu der Klasse von Menschen gehöre die kein Blut sehen können ohne Uebelkeiten zu bekommen, aber demungeachtet versichere ich Ihnen daß mir schon beim ersten Ausritte bange würde, ich möchte etwa den 2ten nicht aushalten können. Ich hatte ganz richtig geurtheilt, denn der 2te Stier hatte kaum den ersten Lanzensich empfangen, als er mit solcher Wuth auf den einen Pikador losging daß er ihn mit samt dem Pferde umwarf, und letztem den ganzen Leib aufriß. Das arme Pferd lief nun auf den Kampfplatze herum und schleppete seine Gedärme auf der Erde hinter sich her; — da war der Zeitpunkt wo ich mich mit Gewalt durch die Menge Zuschauer drängte, und das Freye suchte. Ich hörte nach der Zeit daß noch 5 Pferde ungetroffen waren, und am vergangenen Montage sind 12 Pferde geblieben.

Daß an und für sich die Stiergefechte zu den grausamsten Vergnügungen gehören, die je Menschen können erdacht haben ist gewiß, aber verdient deswegen die ganze

Nation Vorwürfe? Ich wollte wetten daß wenigstens die Hälfte der Zuschauer am Stiergefechte selbst ein Mißfallen habe, und nur hingehet, um Menschen und schöne Frauenzimmer zu sehen; Letztere zumal, die wenigstens auf andere Art viel Gefühl verrathen, gehen gewiß nicht der Massacre wegen hin, sondern um Eroberungen zu machen, oder Freunde und Freundinnen aufzusuchen; das will ich eher glauben. Daß die andere Hälfte von Zuschauern, die größtentheils aus gemeinen Volke besteht, viel Vergnügen daran findet, wundert mich gar nicht. In diesem Falle ist es eben so wie bey uns, denn welche Vergnügen findet nicht unser deutscher Pöbel, wenn er Menschen kann hängen, rädern und köpfen sehen; — und endlich ist ja Spanien nicht das einzige Land wo solche Massacs existiren, nein! Teutschland selbst hat welche, die noch abscheulicher sind, und davon ist z. B. eins die Thier-Haße in Wien. Bey den hiesigen Stiergefechten wird kein Thier länger als eine Stunde gemartert, aber in Wien sind bey der dortigen Haße, eine Menge verschiedener Thiere während ihrer ganzen Lebenszeit einer beständigen Marter ausgesetzt; denn die Wunden die sie bey der Haße erhalten, und die Woche hindurch anfangen zu heilen, werden den künftigen Sonntag immer wieder von neuem aufgerissen. Als ich in Wien einmal bey einer solchen Haße einen Zuschauer abgab, hab ich eben das empfunden, was ich bey den hiesigen Stiergefechten empfand; und zu meiner großen Verwunderung waren viele Leute von Stände, und besonders viel Frauenzimmer als Zuschauer zugegen. Welche Nation hat nun das Recht, der andern was vorzuwerfen?

Mode-Neuigkeiten.

1) Aus Frankreich.

Paris den 5ten Juni 1788.

Die Paroxysmen unsers franken Staatskörpers werden immer gefährlicher, und die innern Gefühle jedes rechtschaffenen Patrioten über die Lage, in der sich anjetzt die Nation befindet, immer trauriger. Indessen amüsiren sich unsere Pariser mit zwey Wundern aus Teutschland; nemlich mit einem Teurschen Gelben, und einem Teurschen Zwerge; denn die *Grands Danseurs du Roi*, oder unsere gewöhnlichen Seiltänzer und Luftspringer, die ihr Theater auf den Boulevards haben, spielen heute schon zum achtzehnten male eine Posse:

Le Baron de Trenck; pantomime dialoguée en vers libres, en trois actes;

und man findet diese Trenkiade allerliebste und sehr amüsant!

Der Teutsche Zwerg, der nicht minder als der Baron von Trenck bewundert wird, und zu dem alles ins Palais Royal wallfahret, heißt Alkenheil, und ist von Schwarzwalde von ganz gemeinen Eltern. Er ist 13 Jahr alt, und nur 28 Zoll hoch; man weiß aber noch, wie jehzt nicht ob er ein Knabe oder Mädchen ist. Er ist nichts weniger als wie sonst die Zwerge, ungestalt, oder süßel gebaut, oder schwachsininig, sondern wirklich an Leib und Seele außerordentlich zierlich und wohlgestalt, und sehr lebhaft von Geiste. Dieser kleine Miniatur-Mensch ist

wegen seiner Zierlichkeit, und tausend andern Talenten und Geschicklichkeiten, die er besitzt, der Liebling und Joujou aller unserer Damen; er spricht z. E. Teutsch, Französisch, und Italienisch, spielt auf der Mandoline und singt etliche kleine Liederchen dazu, macht verschiedene Taschenspieler, Künste und schlägt die Trommel à merveille. Mit so vielen ausgezeichneten Talenten, und der Zwerghheit noch dazu, hat man doch wohl gegründete Ansprüche darauf das Publicum, und vorzüglich die Damen zu interessiren? —

In den Magazinen unserer Modehändler ist indessen nichts auffallend Neues da, das bemerkt zu werden verdient. Die Moden sind dießmal noch genau was sie seit drey Monaten waren, und ungewöhnlich beständig. Man sieht noch allenthalben dieselben Kleider, Hüthe, Hauben u. s. w. und nur hie und da eine Variation von einem oder dem andern Stücke, die aber immer einzeln bleibt, und nicht Mode wird. Ich will versuchen, den Geist des Allgemeinen daraus zu abstrahiren, und Ihnen in etlichen Bemerkungen hinzulegen.

Unsere Damen tragen diesen Sommer vorzüglich häufig gelb zu ihren Kleidern von Linon, weil beydes einander sanft bricht und gut kleidet. Besorgende Figur (Taf. 19) vereinigt ziemlich das wenige Neue, was jetzt hier all gemeinen Beyfall findet, und liefert eine Lieblingsiracht, in der Sie jetzt den größten Theil unserer gut angezogenen jungen Damen auf den Promenaden, im Palais Royal und an andern öffentlichen Orten sehen.

Die Dame ist in einer Robe à Gorge anglaise von weißen gemischten Linon, die bis herauf an den Hals geht, aber dem Busen sehr weit ist, und unter der Brust einen Zug

Zug hat, so daß sie da fahn eingezogen, und über der Brust gepufft werden. Von der Brust an, ist sie sehr weit offen, hat Taille, und Ärmel, welche der Länge nach in breite und platte Falten gelegt sind, bis nahe an die Ellenbogen gehen; und doppelte runde Manschetten von Flor und Blonden haben. Rund herum ist dieß Kleid mit einer et was breiten weiß seidenen Frange besetzt. Dazu wird kein Sichu sondern ein bloßer doppelter runder, in große freye Falten gelegter Tragen von demselben Linnen, oder auch Flor mit Blonden besetzt getragen, und oben ins Kleid eingereihet.

Unter diesem Kleide von weißen Linnen wird ein ganz einfacher Rock, und Corset mit Ärmeln, beyde von Carnariengelben Taft getragen. Der Rock ist unten mit einer breiten weißen seidenen Frange eingefast.

Meine Dame trägt einen *Chapeau Anonyme*, den man jetzt häufig sieht. Er ist von weißen Taft mit hohem untern etwas eingezogenen fältigen Kopfe, um welchen unten ein Kranz von großen rothen Centisfolien läuft. Die Krämppe ist mit einer breiten Villas und grün gestickten Vordüre oben und unten eingefast, und an der linken Seite à l'Espagnol aufgeschlagen, wo auch eine große Schleife von weißen mit Silber gemischtem Bände sitzt. Hinten hängt ein Schleyer von gegitterten Flore bis in die Taille herab.

Ihre Frisur ist *à crochets renversés*, oder abwärts laufende kleine Locken, mit zwey dergleichen Brustlocken auf jeder Seite, und sehr ins Gesicht hereinstehend.

Sie trägt ferner 2 Uhren mit seidenen Uhrbändern à la Protestant, oder blau, roth und weiß, daran eben so dreyfarbige Uhrschlüssel, und einen Fächer à la Protestant;

dergleichen hellblaue Schuhe mit weißen Bandschleifen, und dergleichen Salvas.

Dies ist ohngefähr das Interessanteste, was jetzt hier im Gange ist. Ubrigens sind *Poufs*, *Capoz* und *Bonnets à la Turque*; *Caracos*, *Pierrots*, *Redingotes* und *Demi-Negligés* noch alle in voller Mode.

Alle bunte Flore, Tafte und Sommerzeuge sind noch gestreift, theils hart abgesetzt, theils à rayes ombrées.

Zu *Gilliers* für Herren wird jetzt meistens gestreifter oder gestitteter *Moiré* getragen.

*

London den 10. Jun. 1788.

Das neueste Haupt-Dessin welches unsere Fabriquen für ihre künftigen Winterzeuge angenommen haben ist gestittert, oder wie es in unsrer Kunstsprache heißt, *en forme de Mouchoir*. Dies finden Sie in allen neuen modulirten seidnen Zeuchen; in allen ist das Gitter das Haupt-Dessin, ausgenommen in den Sammen und *Pelurems*; diese sind alle noch à rayes ombrées. Das Dessin à rayes ombrées, oder schattirter Streifen, ist überhaupt noch sehr gangbar, wird aber gern mit andern Dessins gemischt. So sind z. B. die neuesten Modes Tücher für Herren *marbrés à rayes ombrées*, oder zwischen den schattirten Streifen marmorirt. Auch sind die *Satins nattés*, die aussehen wie eine geflochtene Matte, etwas Neues.

Die neuesten *Gilliers* sind von feinem weißen oder auch farbigen *Satinett*, *Moisselinett* oder *Casimir*, en Bänder,

mit

mit Insekten und Blumen bunt in Seide gestickt, und mit bunten seidnen Frangen besetzt. Ueberhaupt ist jetzt die Periode der Frangen. Alles wird damit besetzt.

In der bunten Stickeren ist *à fond point d'Alençon* der neueste Geschmack. So werden z. B. die inneren Theile und Blätter einer Blume, die Baquette an einem Frack, oder andere Parthien der Stickeren mit diesem Spitzen Grunde ausgefüllt; welches überaus schön aussieht.

Die neuesten für künftigen Winter bestimmten Atlas Bänder sind folgende:

1) Ruban façonné Zébré.

2) Ruban lustré cannelé à Coquillon.

3) Satin double à gaze.

4) Satin à Mouches.

5) Orientals. Ein ganz neues Dessin, mit großen sehr bunten hellen Querschlängen.

6) Ruban Peking.

7) Ruban à lames d'Acier. Mit Stahl Lahn.

8) Ruban à latin effilé. Atlas Band mit Frangen.

Eins der besten und bequemsten neuen Produkte unserer Fabriken sind die seidnen Strümpfe *à côtes élastiques*. So wie bey andern Strümpfen die Maschen die Länge am Fuße hinablaufen, und daher selten ganz glatt sitzen, so laufen sie bey diesen in die Quere, und machen dadurch also, daß einerley Strumpf sowohl an einem mageren als vollern Fuße gleich gut sitzt. Sie erhalten allgemeinen Beyfall, und sind nicht theurer als andere gewöhnliche gute Strümpfe.

2) Aus Deutschland.

M^o den 6. Junii 1788.

Ich theile Ihnen hier einen weiblichen Anzug (Taf. 20.) mit, der sehr elegant ist, und in hiesiger Gegend vielen Beyfall erhält. Es ist ein decorirtes Negligee, wie ichs nennen möchte, in dem man bey allen Morgen-Parthien, auf der Promenade und wohin man sonst ein Negligé geht, auch erscheinen kann.

Rock und Corsett sind von weißen Crepe: der Crepe Rock ist *à la bala renversée*, mit etwas Schleppe, und drunter wird ein blauer Transparent getragen. Das Corsett hat gleichfalls Crepe: Armiel, *à Sabot*, die in lauter schräge platte Falten gelegt sind, und kurze runde doppelte Manschetten haben.

Ueber das Corsett wird ein sogenanntes Caraco-Corset von blaßblauen Tast mit Schößen, und vorn mit vier Heft: oder Schnall: Riemen getragen. Die Schößen sind mit Blanden besetzt, und die vier Heftriemen zwischen welchen das drunter liegende Halstuch herausgepusst wird, sind mit schmalen weißen Bändchen besetzt.

Dazu gehört ein Doppel: Halstuch, dessen Untertheil von gemischtem Flor ist, und hinten eine tiefhangende Spitze hat. Der Obertheil, welcher eine sogenannte Gorge angloise macht, ist von schlanglicht gestreiftem Flor und hat oben eine Colletette.

Der Huth, der dazu getragen wird, ist ein weißer Huth: die Krämpe mit weißen Crepe gefüttert, und hat unten ein dreyfingerbreiten ringsförmigen Fond, un-

ter welchen eine sogenannte *Cornette d'amour* von weißen Blonden hervorragt. Die Krämpe ist links etwas aufgestülpt, woran eine weiße hängende Florband-Schleife sitzt. Die sehr hohe Calotte ist mit weißen Krepe in geraden Falten gepufft: und unten läuft ein weißes Florband um dieselbe, aus welchem vorn zwei weiße Federn à l'Espagnol heraussteigen und vorwärts hängen. Hinten hängt ein Schleyer von weißen gestreiften Flor herab.

Die Frisur ist ein lockiger Krepp, der sehr weit ins Gesicht hereinfällt. Blaue Cleopatras werden gewöhnlich in den Ohren dazu getragen.

Zu dieser Tracht gehören die hier auch gezeichneten *Souliers à mule*. Sie sind von Seide, rosa und haben vorn über den Fuß eine schwarzgrüne Kappe. (so daß es aussieht als stände der Schuh in einem Pantoffel) und eine rosa und weißgestreifte Bandschleife und Salbata und breite niedrige Absätze.

Diese Tracht ist wegen ihrer sanften Farben überaus gefallend und elegant; und kleidet fast alle Figuren sehr gut.

Tisch- und Trink-Geschirr.

I) Englische Tisch-Gläser.

Trinkgläser, Becher und Schalen von schönen Formen und reiner Materie waren von jeder Gegenstände des Ver-

fei:

feinerten Luxus der alten sowohl als der neuern Völker. Schon die Römer und Griechen schmückten ihre Tafeln und Schenkflische mit schöngeformten Trinkgeschirren, und nur unsere teutschen Anherren tranken damals, als noch eine rohe Hirsch- oder Büffel-Haut ihr Feyerkleid, und die drangebliebenen Geweihe ihr sichtbarer Kopfschmuck war, ihr trübes Bier aus einem Ochsenhorne. Es ist vielleicht ein Vorurtheil, daß jede Art von unsern Getränken sein bestimmtes Gefäß von Materie und Form habe, woraus man es mit Appetit genießen könne; allein dieß Vorurtheil ist herrschend und wirkt auf unsern Genuß; denn wer trinkt wohl ohne Noth Caffee aus einem Weingläse, und Wein aus einer Tasse, oder Bier aus einem Topfe oder einer flachen Schaal, oder Wasser aus einer hölzernen Kanne, oder aus einer Flasche mit engem Halse? So bald man sich freylich auf die Philosophen Wirthschaft eines Diogenes reduciren will oder muß, schläft man in einem leeren Packfasse, wirft den Becher weg, und trinkt aus der hohlen Hand an der Quelle. Aber davon ist auch hier die Rede nicht. Nichts ziert einen Speisetisch mehr als schöngeformte Trinkgläser, dieß weiß jedermann, der nur ein wenig Sinn für die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens hat. Ehedem waren die Venetianer im Rufe, das schönste Glas zu machen; jetzt sind es zum Theil die Engländer; mit wie vielem Rechte, will ich nicht entscheiden. Die Englischen Trinkgläser sind von sogenannten Crystall-Gläse, und daher außerordentlich rein und klar. Eben dieß Crystall-Glas, zu dessen Composition (wie auch schon seine besondere Schwere verräth) sehr vieles Blei kommt, ist eben daher sehr weich, leichter zerbrechlich, und wird

von

von spirituoson Fluidis, z. E. Liqueurs, gebrannten
Wassern und dergl. wenn sie lange darinn stehen, leicht
blind und also seine Oberfläche davon angegriffen und auf-
gelöst; welches das andere teutsche weiße Glas nicht thut.
Hingegen sind die Formen der Englischen Gläser weit schö-
ner und geschmackvoller als unsere gewöhnlichen Teut-
schen, und daher schon längst bey uns bekannt und ange-
nehm. Ein Liebhaber der Technologie und Kunst der die
Formen der Englischen Gläser nachahmungswürdig fand,
ließ daher vor einiger Zeit zu Vorhuf einer Teutschen Gläs-
hütte eine Parthe schöner Muster Gläser aus England
kommen, und gab sie dieser Fabrick zur Nachahmung.
Der Versuch ist gelungen, und gedachte Glashütte lie-
fert jetzt eine Menge Sorten von schönen weißen Trinct-
Gläsern und Caraffinen alle nach den schönsten und aus-
gewähltesten Englischen Formen, davon man die sämtli-
chen Muster in Hr. Christian Heinrich Kops Kunst-
handlung zu Leipzig sehen, und auf das was man da-
von verlangt Bestellung machen kann. Wir heben aus
der Menge davon nur eine sogenannte Mund: Garnie-
ture aus, und liefern sie hierbey auf Taf. 21. Sie be-
steht aus fünf Stücken, nemlich:

No. 1. einer Wasser: Caraffine;

No. 2. einem Wein: Glase;

No. 3. einem Englischen Bier: oder Ale: Glase;

No. 4. einem Liqueur: Glase;

No. 5. einem Wasser: Glase;

Sie sind schön von Form, die Verzierungen darauf
sehr sauber geschnitten, und die Preise davon ohne Ver-
gleich wohlfeiler als die Englischen; so daß wir sie
den

den Liebhabern schöner Gläser, mit Zuversicht empfehlen können.

2) Englische Reise-Becher.

Da Gläser auf Reisen und im Felde sehr zerbrechlich sind, so verfertigt man jetzt in England große überaus sauber gearbeitete Trinkbecher von schönen Dunten Horne, und inwendig ziemlich stark mit Silber plattirt. Sie sind schön und appetitlich zum Gebrauche. Die Kossische Kunsthandlung zu Leipzig, bey der man sie haben kann, verkauft das Stück zu 4 bis 5 Rthlr. nach Verschiedenheit der Größe.

3) Vervollkommnung der Engl. Kaffee-Kanne.

Der Glaschner-Meister Tonnendorf allhier zu Weimar, verfertigt anjetzt zu der im May dieses Journals beschriebenen und gestochenen Engl. Kaffee-Kanne, auch ein blechernes Gestell mit einer Spiritus Lampe, vermöge deren man nun den Kaffee so lange man will, warm erhalten kann, ohne daß er kocht und sich dadurch wieder decomponirt: denn das unten und zwischen den Wänden stehende Wasser dient dem inneren Kaffee-Gefäße, so zu sagen, zu einem beständigen Balneo Marie.

Die Vervollkommnung die er dadurch dieser bequemen Maschine gegeben hat, ist sehr wesentlich, ohngeachtet sie dadurch nur um wenige Groschen theurer wird; denn eine dergleichen Kaffee-Kanne ohne Lampe kostet 1 Rthlr. 4 gr. Sächs. Crt. und mit der Lampe 1 Laubthlr.

Erklärung der Kupfertafeln.

Neunzehnte Tafel.

Eine Pariser Dame, in einer Ropel & Gorge Anglaise, deren ganzer Anzug oben S. 286. ausführlich beschrieben worden ist.

Zwanzigste Tafel.

Eine Dame in einem decorirten Negligee mit einem Caraco - Corselet. Die ganze Figur ist oben S. 290 vollständig erläutert.

Einundzwanzigste Tafel.

Eine Mund-Garnitur Engl. Trinkgläser, deren Detail der Art. VI. No. I. enthält.

Inhalt.

- I. Die Handschuhe. S. 241
- II. Neuere Höflichkeit im südwestlichen Teutschland. 252
- III. Vorschlag zu einer allgemeinen Vaad-Uniforme für Damen. 259
- IV. Bemerkungen über Spanien, in Rücksicht auf Industrie, Luxus, Moden und Gebräuche. — 273

V. Mode; Neuigkeiten.

- | | | | | |
|---------------------|---|---|---|--------|
| 1) Aus Frankreich. | " | 1 | 1 | Q. 285 |
| 2) Aus Deutschland. | 1 | 1 | 1 | — 290 |

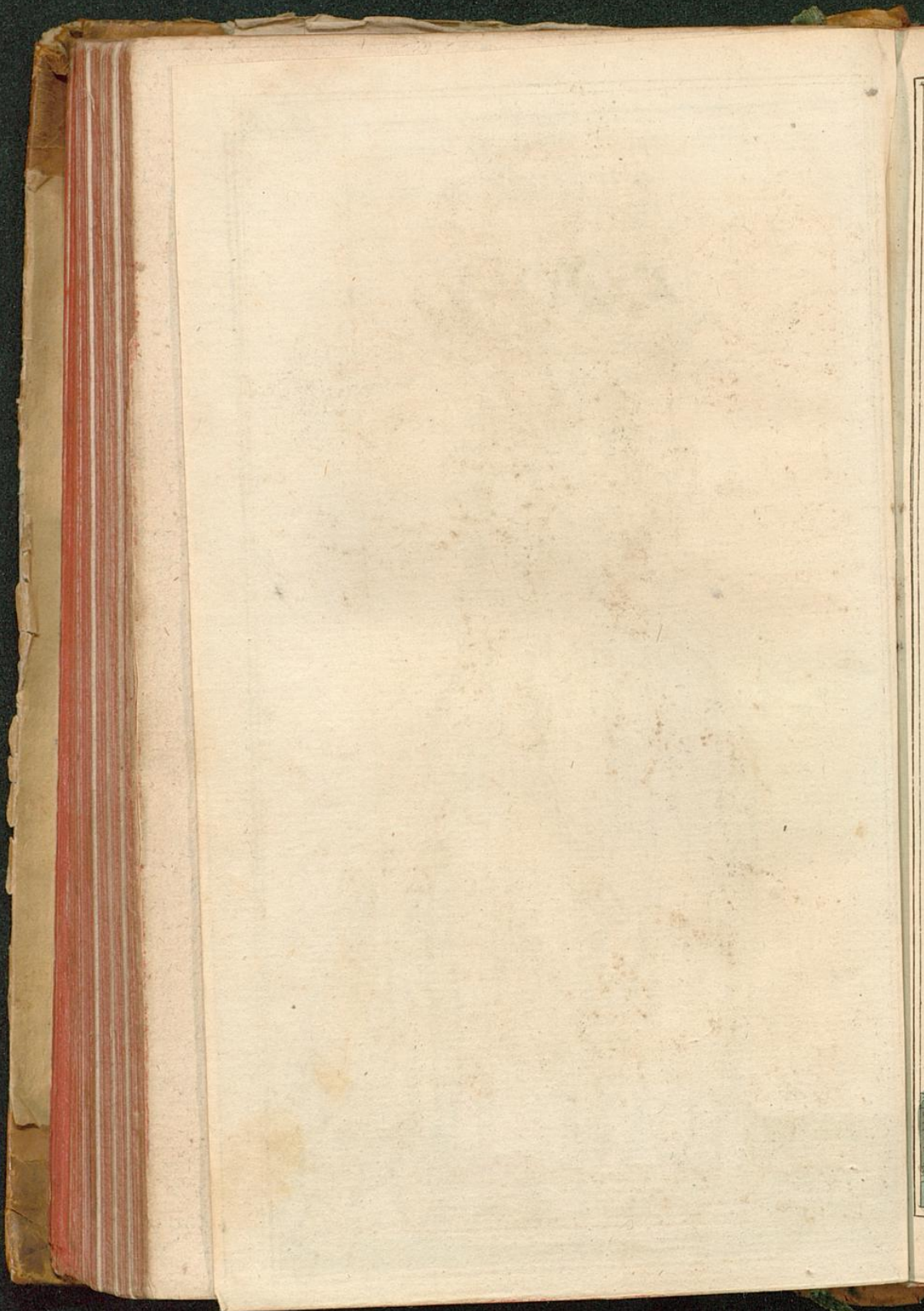
VI. Tisch: und Trinkgeschire.

- 1) Englische Tischgläser. — 291
- 2) Englische Reise: Vecher. — 294
- 3) Vervollkommnung der Engl. Kaffeekanne. — 294

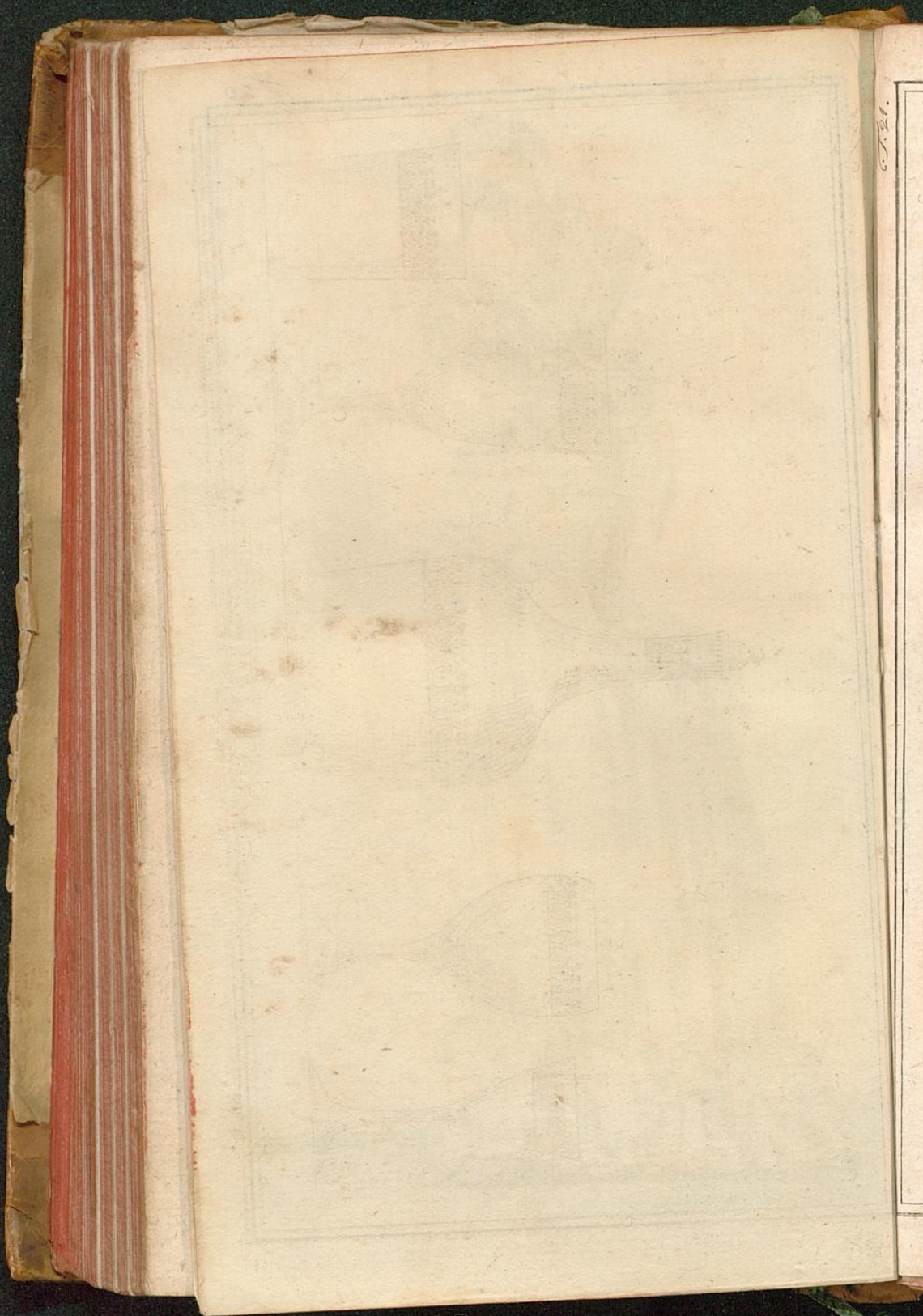
VII. Erklärung der Kupfertafeln.

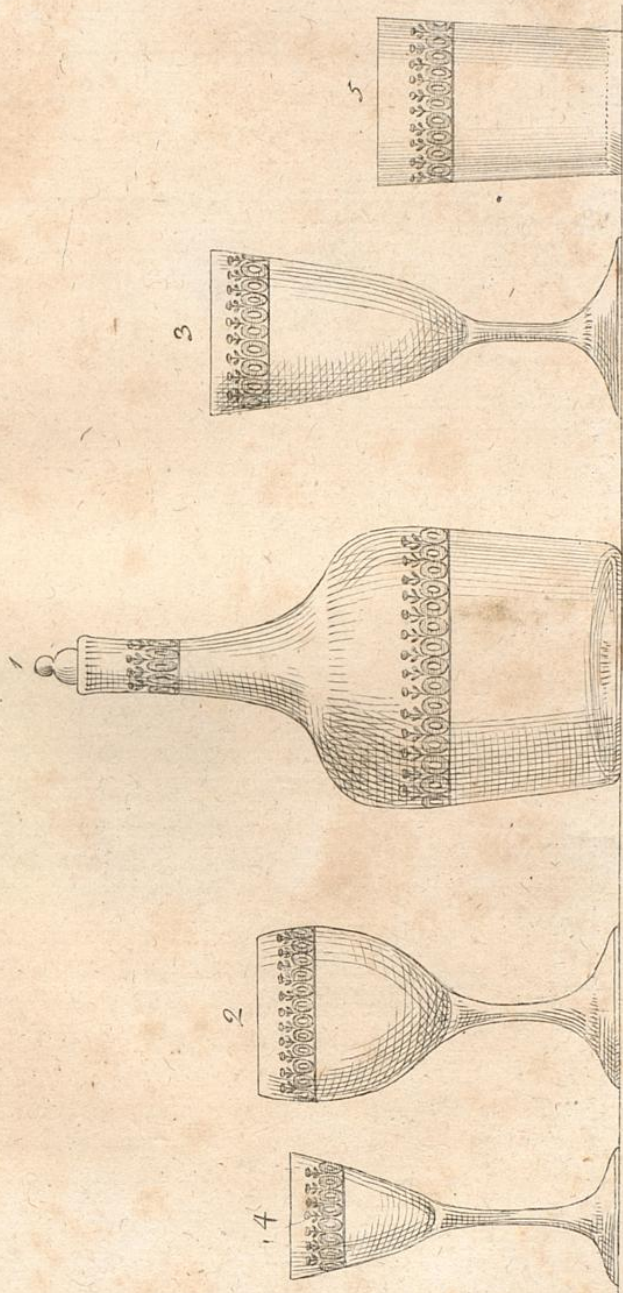












part. 21.

